



Vier Ölarbeiter, «Roughnecks» genannt, auf einem Ölfeld im Indianerreservat Fort Berthold.

Ölrausch

Im amerikanischen Gliedstaat North Dakota spielt sich ein beispielloser Ölboom ab. Das Zauberwort heisst «Fracking». Mit der neuen Technologie quetschen Firmen bisher unerreichbares Öl und Gas aus dem Boden tief unter der Prärie. Der neue Ölrausch heizt die amerikanische Wirtschaft an. Während sich die einen Arbeiter als Helden sehen, die das Land zur grössten globalen Ölmacht befördern, ist das Fieber für andere die letzte Hoffnung auf einen Job. *Von Charlotte Jacquemart, North Dakota*

Falls von hier einer einen Anschlussflug gebucht hat, was kaum der Fall sein wird...» Die Stewardess bricht den Satz ab, schaut in die Runde und grinst. Von Williston, North Dakota, gibt es keine Anschlussflüge. Die Männer um mich herum ignorieren die flapsige Bemerkung. Es sind Ölarbeiter, «Roughnecks» genannt: stämmige Kerle, mit Tattoos an den Oberarmen und Baseball-Mützen auf dem Kopf.

Früher war diese Ecke in North Dakota Niemandsland. Man legte im Auto den Tempomat ein und las hinter dem Steuer die Zeitung. Die grösste Gefahr ging von Bisons aus, die sich auf die Strasse verirrt. Das ist Geschichte – zumindest für den Moment. Heute donnern täglich bis zu 12 000 Trucks über die Verbindungsstrassen im Nordwesten des Staates. Es sind schmale Überlandstrassen, gebaut für 6 Tonnen, nicht für deren 40.

Der Grund: Im Bakken-Gebiet in North Dakota herrscht ein beispielloser Goldrausch. Das Gold des 21. Jahrhunderts nennt sich Schieferöl und Schiefergas, wobei Öl bedeutender ist. Findet sich unter der Prärie doch ein Leichtöl, das bereits bei 20 Grad so weich wie Schuhcreme und damit günstig zu verarbeiten ist. Dass es unter den friedlich weidenden Bisons Öl und Gas gibt, ist seit 1951 bekannt. Doch bis vor fünf Jahren war der Schatz nicht viel wert, weil die Technologie fehlte, um ihn zu heben.

Doch dann kam «Fracking», das neue Zauberwort, zu Deutsch hydraulisches Aufbrechen: ein technologischer Fortschritt, so verblüffend wie unheimlich (siehe Seite 24). Während Fracking bei den einen Euphorie auslöst, ist es für andere eine Technologie des Teufels, welche die Umwelt gefährdet und eine bis anhin unschuldige Region des Midwest mit Lärm, Dreck, Kriminalität, Prostitution und Wohnungsnot überzieht. Für viele Amerikaner verbindet sich mit dem Wort Fracking aber vor allem Hoffnung: Hoffnung, der wirtschaftlichen Not zu entfliehen.

Denn Fracking schafft Jobs. Viele Jobs. Alleine hier im Bakken-Gebiet sind jüngst 65 000 davon entstanden. North Dakota rühmt sich mit der tiefsten Arbeitslosigkeit der USA und einem Haushaltsüberschuss von 3,5 Mil-

liarden Dollar. Jedes Fass Öl bringe 150 Dollar zusätzliche ökonomische Aktivität, schätzt die Wirtschaftsprofessorin Deborah Dragseth von der State University in Dickinson. Dies in einer Region, die bis vor kurzem aus serbeldenen Geisterstädten bestand, aus denen die Jungen wegezogen und wo nur die Rentner blieben.

Seit drei Jahren sei es umgekehrt, sagt Deborah. «Es ist ein soziales Experiment, zu dem wir nichts zu sagen haben.» Der Boom fasziniert auch sie, obwohl sie sagt: «Uns Universitäten schadet er, denn die Jungen ziehen es vor, arbeiten zu gehen. Sie machen von Anfang an 80 000 Dollar im Jahr. Wer will da noch zur Schule gehen?»

Kälte, Hitze und kaum Frauen

Einen der Jobs hat Brent Hanson ergattert. «I love it!», ruft er mir zu. Der junge Mann sitzt im verglasten Kommandoraum hinter dem Steuerpult auf der Plattform eines Bohrturms, zehn Meter über dem Boden. Hier drinnen ist es warm. Draussen tobt ein Blizzard. Brent gibt übers Mikrophon Anweisungen an die ölverschmierten Männer, die draussen bei gefühlten minus 20 Grad die Rohre auseinander-schrauben, die sich aus dem 3000 Meter tiefen Bohrloch herauswinden. Nochmals 30 Meter weiter oben, auf einem Gitter stehend, schiebt ein Arbeiter die Rohre in eine Halterung. Der Wind in schwindelerregender Höhe muss für Normalsterbliche unerträglich sein.

Die Männer sind stolz auf das, was sie hier tun. «Wir machen die USA unabhängig von Energieimporten», sagt Brent zwischen zwei Befehlen. An Solar- und Windenergie glaubt hier keiner, auch nicht an den Klimawandel: «Nicht solange wir hier 8 Monate lang Temperaturen unter minus 10 Grad haben.» Die jungen Männer sehen sich als Helden einer Mission, mit der die USA industrielle Macht zurück-erlangen. Für diesen Traum schuften die Ölarbeiter sieben Tage die Woche, zwei Wochen am Stück. Im Winter ist es eisig kalt, im Sommer brütend heiss. Sie leben in «Männer-Lagern», besseren Containern, hastig aufgestellt für einen Boom, von dem keiner weiss, wie lange er dauert. Viele kommen von weit her: Kalifornien, Alabama, Texas. Ihre Familien lassen die Männer zurück, denn es gibt keine Wohnungen, schon gar nicht bezahlbare, Mieten und Haus-

preise sind in Kürze um das Fünffache gestiegen. Bezahlen könnten die neuen Helden: Sie verdienen über 100 000 Dollar im Jahr. Das ist viel in einem Land, wo der Mindestlohn bei 7.25 Dollar die Stunde liegt und viele Gliedstaaten tief in der Rezession verharren.

Um der Tristesse zu entfliehen, setzen sich viele in ihrer Hoffnungslosigkeit mit Pick-up-Truck, etwas Bargeld und Benzin ins Bakken-Gebiet ab. Meist sind es Männer. Doch es gibt Ausnahmen. Eine davon ist die zweifache Mutter Susan Connell. Um sie in der Prärie zu finden, bin ich auf ihren Chef Schmittey angewiesen, denn Susan arbeitet als «Pumper» auf den Ölfeldern irgendwo im Indianerreservat Fort Berthold. «Nenn mich einfach Schmittey, Schätzchen», ruft er mir zu, als wir uns morgens um 6 Uhr in Dickinson treffen. Ein erneuter Blizzard macht die Fahrt zum Blindflug. Auf den schweren Pick-up von Schmittey aber ist Verlass. Auf ihn auch. Seit 35 Jahren ist er im Geschäft. Er erzählt: In Dickinson habe es einst 3 Ölservicefirmen gegeben. «Heute deren 50!» Für rund 90 Seelen ist der gutmütige Mann verantwortlich. Früher hat er die Leute von der Bartheke weg eingestellt. «Heute geht nichts mehr ohne Drogen- und Vergangenhits-Test. Wir wissen ja nicht mehr, wo viele herkommen.»

Susan weiss, wovon ihr Boss erzählt. Während ich aus dem Truck springe und im Schlamm des aufgeweichten Bohr-felds stecken bleibe, weist sie gerade einen Kollegen zurecht. «Kannst du Frauen nicht bei ihren Job-Titeln nennen, anstatt von Girls zu reden? Wir sagen euch auch nicht Boys.» Die

zierliche kleine Frau, die eine Filmausbildung absolviert hat, Bass und Tuba spielt, hat die ersten zwei Jahre im Bakken als Truckfaherin für Bohrwasser gedient. Als einzige Frau unter Hunderten von Männern, die sie nonstop angemacht und zugelabert haben; vor allem nachts, wenn sie in ihrer Kabine schlafen wollte. Die Pistole, die ihr ein Freund mitgegeben hatte, gibt sie nach kurzer Zeit zurück. «Ich habe mich damit nicht sicherer gefühlt.» Die Übergriffe auf Frauen sind zahlreich. «Es ist das Testosteron, basta», sagt sie. Auf 250 Ölarbeiter kommt in North Dakota eine Frau. Was erklärt, wieso ich in den lokalen Baumärkten auf Prostituierte stosse, die zwischen den Gestellen hin und her flanieren.

Auch Susan ist nicht freiwillig hier. «Die Finanzkrise 2008 hat unser Baugeschäft innerhalb von zwei Wochen ruiniert.» Als sie die zwei schulpflichtigen Mädchen nur noch mit abgelaufenen Lebensmitteln ernähren kann, sagt sie ihrer Familie Goodbye und setzt sich hinter Steuer, um die 8 Stunden von Montana nach Williston hinter sich zu bringen. «Es hat mir das Herz gebrochen.» Zu Beginn will sie niemand einstellen – weil sie als Frau zu schwach sei, um Schläuche zu tragen. Beim 21. Mal klappt es. «Zwei Jahre lang habe ich Bohrwasser auf den Ölfeldern abgeholt und an den Entsorgungsstationen in den Boden gelassen.» Dass die Entsorgung des Schmutzwassers, das mit Öl und Gas aus Bohrlöchern aufsteigt, sicher ist, glaubt Susan nicht. Das Problem damit: Das Wasser schwemmt einen Teil der Chemikalien wieder an die Oberfläche,

die für das Aufbrechen der Quellen verwendet wurden. Was genau drinsteckt, wissen nur die Ölfirmen. Fracking-Substanzen müssen in den USA nicht offengelegt werden.

Susan ist nicht die einzige Zweiflerin. Am Tag darauf fange ich Mark Baggett ab, als er an einer Entsorgungsstation bei Williston seinen Tank leert. Ob er Zeit habe? «Ich bin im Stundenlohn bezahlt, Mam», lacht er. Ob die Flüssigkeit gefährlich sei? «Ich würde darin kein Bad nehmen, Mam.» Und: «Alles, was wir runterlassen, kommt irgendwann wieder rauf.» Er lässt mich an der Tanköffnung schnuppern. Es stinkt nach faulen Eiern und Meerwasser. Am gefährlichsten ist der Schwefelwasserstoff. Mark tippt an einen kleinen Sensor am Hut, der ihn rechtzeitig warnen soll. Dann aber deutet er auf die Strasse, auf der die Tankwagen vorbeidonnern. «Am meisten Tote gibt es dort. Alle wollen sie plötzlich Truck fahren, Schreiner, Lehrer, Techniker, aber sie haben keine Ahnung davon.»

Kein fliessend Wasser, kein WC

Auch Susans neuer Job ist nicht sicherer als der alte. Doch sie verdient damit noch einmal mehr als zuvor. Und sie ist die Männer los. Dafür hat sie sich Einsamkeit eingehandelt. Als «Pumper» ist ihr Pick-up ihr Heim, hier schläft sie, auch bei 20 Grad unter null, ohne fliessend Wasser, ohne Toilette. Die «Pumper» überwachen die in der Prärie weit verstreuten Bohrlöcher, sobald sie einmal Öl ausspeien. Jahrzehntelang. Susan kontrolliert fünf Ölfelder, auf denen gepumpt wird, alle vier Stunden, rund um die Uhr. Öl- und Gasdruck, Gasflamme, Pumpkopf. Diesmal rinnt zu viel Salzwasser raus. Das Metall ist mit einer dicken Salzkruste überzogen. «Rühr das nicht an», sagt sie nüchtern. «Es ist nicht nur

► Fortsetzung Seite 24

ANZEIGE



Mit Abenteuer
Reinhold Messner
in die Antarktis



BACKGROUND
TOURS

www.background.ch
Tel. 031 313 00 22

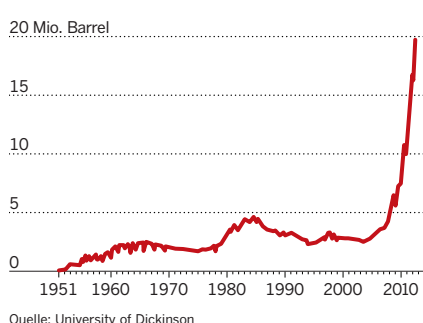
Das Bakkengebiet

Schieferöl in North Dakota



Volumen explodiert

Fördermenge in North Dakota in Fass pro Monat seit 1951



Viel Öl zu Beginn

Die Fördermenge einer Bakken-Ölquelle fällt mit der Zeit stark ab (Barrel pro Tag)

